

Das Ende der Weltreiche

Von den Persern bis zur Sowjetunion

Herausgegeben von
Alexander Demandt



Verlag C.H. Beck München
1997

Die Beiträge von Donald Nicol, Bernard Porter und Toru Yuge wurden
von Michael Redies aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Das Ende der Weltreiche : von den Persern bis zur Sowjetunion
/ hrsg. von Alexander Demandt. [Die Beitr. von Donald Nicol
... wurden von Michael Redies aus dem Engl. ins Dt. übertr.] –
München : Beck, 1997
ISBN 3 406 41850 3
NE: Demandt, Alexander [Hrsg.]

ISBN 3 406 41850 3

© C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1997
Gesamtherstellung: Kösel, Kempten
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
<i>Josef Wiesehöfer</i>	
Der Zusammenbruch des Perserreiches der Achämeniden	9
<i>Alexander Demandt</i>	
Die Auflösung des Römischen Reiches	28
<i>Reinhard Schneider</i>	
Krise und Auflösung des fränkischen Großreiches	47
<i>Donald M. Nicol</i>	
Der Fall von Byzanz	61
<i>Renate Pieper</i>	
Das Ende des spanischen Kolonialreiches in Amerika	74
<i>Martin Schulze Wessel</i>	
Der Niedergang der Donaumonarchie	89
<i>Fikret Adanır</i>	
Der Zerfall des Osmanischen Reiches	108
<i>Toru Yuge</i>	
Der Untergang des Japanischen Imperiums	129
<i>Bernard Porter</i>	
Die Transformation des <i>British Empire</i>	155
<i>Gerhard Simon</i>	
Die Desintegration der Sowjetunion	174
<i>Alexander Demandt</i>	
Die Weltreiche in der Geschichte	211

Anhang

Anmerkungen	235
Literaturen	257
Abkürzungen	269
Register	271
Die Autoren	283

Der Zerfall des Osmanischen Reiches*

Fikret Adanır

Die Geschichtsschreibung hat bisher oft dazu tendiert, die „Nationalitätenkämpfe“ in spätosmanischer Zeit als Folgen des despotischen Herrschaftssystems oder wenigstens der administrativen Unfähigkeit der Osmanen zu erklären. Aber heute, wenn man Zeuge ähnlich trauriger Vorgänge auf ehemals osmanischen Territorien wird, erscheint eine neue Sicht auf die osmanische Geschichte angebracht. Denn es fällt auf, daß kaum ein einziges der alten Nationalitätenprobleme in nachosmanischer Zeit gelöst worden ist, obwohl inzwischen vermeintlich fähigere Staatsmänner in diesen Fragen das Sagen haben.¹

Das Osmanische Reich, dessen Territorium sich auf drei Erdteile – Asien, Europa und Afrika – erstreckte, war ein bemerkenswert dauerhaftes Herrschaftsgebilde: Seine Anfänge reichen bis um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert zurück, und seine Auflösung infolge des Ersten Weltkrieges trat nicht früher ein als die der übrigen kontinentalen Imperien. Die Frage nach den Rahmenbedingungen des raschen Aufstiegs, nach den Faktoren der beachtlichen Stabilität sowie nach den Ursachen des Niedergangs hat schon viele Historiker beschäftigt.

Nicolae Iorga, ein prominenter Vertreter der älteren Forschung, setzte in diesem Zusammenhang am „natürliche[n] Ideensystem in der Entwicklung des türkischen Volkes und des von ihm begründeten [...] osmanischen Staates“ an. Er hielt die Türken für ein kriegerisches Nomadenvolk, das, stets auf der Suche nach Beute, mit der islamischen und dann mit der byzantinischen Zivilisation in Berührung gekommen und dadurch geistig und moralisch verdorben worden war. Wenn die Türken sich auch in spätosmanischer Zeit um eine Reformierung von Staat und Gesellschaft bemühten, seien sie doch schon wegen der Starrheit ihrer Religion zum Scheitern verurteilt. „Der türkische Staatskörper lebt noch“, so Iorga am Vorabend der Jungtürkenrevolution 1908, „aber die türkische Seele“ sei bereits „erloschen“.²

Eine solche Betrachtungsweise war für das historische Denken im

* Der Beitrag resümiert – und führt weiter – Gedanken, die in einem Kolloquium an der Ruhr-Universität Bochum (1991) und in zwei Vorträgen in Tübingen und Bern (1994/95) diskutiert wurden. Den Beteiligten an diesen Veranstaltungen möchte ich für Kritik und Anregungen danken.

neuzeitlichen Europa gar nicht untypisch. So finden sich bei Ranke Passagen, in denen von der „Verödung der schönsten Länder der Erde“ die Rede ist, sobald ein osmanisches Pferd dorthin den Fuß gesetzt habe,³ während Hammer-Purgstall eher die Religion der Türken als deren Nomadismus anprangerte, indem er mahnte, ja nicht zu vergessen, daß der Türke „die Fesseln des Islams trägt, welcher, dem Geiste seiner Satzungen nach, die unduldsamste aller Religionen, nach Welt-herrschaft, und folglich nach steter Eroberung strebt“.⁴

Das Osmanenreich als Werk von Glaubenskämpfern (*gazi*) bzw. des Heiligen Krieges (*dschihad*) – diese Vorstellung ist auch in der neueren Forschung gängig; am nachhaltigsten haben sich hier die Arbeiten Paul Witteks ausgewirkt, der in den dreißiger Jahren die sogenannte *gazi*-These aufstellte. Nach dieser Auffassung handelten die Osmanen stets im Sinne eines religiös-historischen Auftrags, nämlich dem Islam zur Dominanz über christliche Völker zu verhelfen, wozu sie sich übrigens bis zum bitteren Ende verpflichtet gefühlt haben sollen. Erst durch die Niederlage im Balkankrieg 1912, die den Verlust der europäischen Türkei nach sich zog, sei der Verzicht auf die Beherrschung von Christen unumgänglich geworden und damit auch die baldige Auflösung des Reiches antizipiert worden, dessen Existenzgrund eben durch die Aufgabe der historischen Mission hinfällig geworden sei.⁵

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es zunächst die Orientalisten Hamilton A. R. Gibb und Harold Bowen, die in einem einflußreichen Werk den Aufstieg der Osmanen unter Bezugnahme auf jenes Konzept darstellten, wonach die Welt in zwei Sphären, die des Islam und die des Krieges, geteilt ist; die wahren Gläubigen seien verpflichtet, die erste auf Kosten der zweiten auszudehnen.⁶ Auch die Problematik des vermeintlich schon früh einsetzenden Verfalls wurde in diesem Rahmen diskutiert: Die ersten sechs Sultane einschließlich Süleymans des Prächtigen gelten als veritable Führer der „populär-religiösen Bewegung der Eroberung“. Als aber deren Nachfolger das Kriegshandwerk vernachlässigt und immer mehr einem prunkvollen Hofleben gehuldigt hätten, seien Entfremdung von den heroischen Wurzeln, anhaltende Unruhen in der Provinz sowie Korruption staatlicher Institutionen die Folgen gewesen.⁷ Das Stocken der osmanischen Expansion impliziert also in dieser Sicht zugleich eine moralische Degeneration.

Anfang der sechziger Jahre befaßte sich Bernard Lewis mit dieser Frage. Auch er sah in den Osmanen der Aufstiegsperiode Kämpfer im Heiligen Krieg, „carrying the sword and the faith of Islam into new lands“, ja die Grenze zum christlichen Europa habe für deren Reich geradezu den Existenzgrund bedeutet, „the very *raison d'être* of its statehood“.⁸ In Übereinstimmung mit dem damals vorherrschenden modernisierungstheoretischen Diskurs wurde der osmanische Nieder-

gang allerdings auf das Unvermögen zurückgeführt, die strukturellen Folgen der territorialen Schrumpfung im Rahmen einer traditionellen Gesellschaftsordnung zu meistern.⁹ Weiterhin auf dieser bewährten Schiene, wenn auch aus marxistischer Perspektive, wies Perry Anderson auf die innere Dynamik des frühosmanischen Staates als Ursache des Verfalls hin, auf dessen „militante moslemische Kreuzzugsgesinnung, die jedwede Anpassung an die Ungläubigen verwarf“.¹⁰ Und Halil İnalçık, der Doyen der zeitgenössischen Osmanistik, hat jüngst wieder bekräftigt, daß der *gazi*-Charakter der Staatsbildung die sechshundertjährige Geschichte des Osmanischen Reiches geprägt habe.¹¹

Dieser Forschungstradition, der prominente Vertreter des Faches angehören, zum Trotz hat es aber während der letzten Jahrzehnte auch Stimmen gegeben, die nicht nur die *gazi*-These in Frage stellen. Überhaupt scheint es problematisch, die lange Geschichte eines großen Reiches einseitig in militärhistorischem Rahmen oder auf der Basis von Texten religiös-normativen Charakters zu interpretieren. Das quasi geschichtsphilosophische Verfallsmodell, das so entworfen wurde, scheint denn auch mehr auf das Verstehen des Wesens historischer Individualität abgestellt, als um wissenschaftliche Rekonstruktion und Untersuchung von Sachzusammenhängen in komparatistischer Perspektive bemüht zu sein.¹² Auch der Autor des vorliegenden Essays bezieht hier eine kritische Position. Im folgenden geht es also darum, die Rahmenbedingungen der Herausbildung, die Faktoren der Transformation und die Ursachen der Auflösung des Vielvölkerreiches der Osmanen in stellenweise pointierter Abweichung von der angedeuteten und noch immer verbreiteten Interpretation zu skizzieren.

Rahmenbedingungen des Aufstiegs

Die Frage nach Kontinuität und Zäsur im Übergang vom byzantinisch-balkanischen Mittelalter zur osmanischen Herrschaft stellt ein erst-rangiges Problem der Südosteuropaforschung dar. Sie steht in engem Zusammenhang mit einer heute wieder sehr brisanten Frage: Hat die osmanische Eroberung die betroffenen Gebiete von dem allgemeineuropäischen Entwicklungsweg abgeschnitten, und wenn dies zutrifft, worin besteht dieser Sonderweg? Vor allem die christlichen Balkanländer sollen nämlich infolge der osmanischen Eroberung die wichtigsten Epochen der europäischen Geschichte – die Renaissance, die Reformation und die Aufklärung – verpaßt haben. Auch für die nicht geglückte Industrialisierung macht man gemeinhin die osmanische Mißwirtschaft verantwortlich.¹³

Berücksichtigt man nun die Ergebnisse der mediävistischen und byzantinischen Forschung, so wird klar, daß der östliche Mittelmeer-

raum und die Balkanhalbinsel, wie die übrigen Großräume Europas, eine spätmittelalterliche Agrarkrise gekannt haben. Es brachen Hungersnöte und Epidemien aus, die Bevölkerungszahl verringerte sich, Feldfluren und Siedlungen wurden wüst. Außer den Küstenebenen versumpften auch die fruchtbaren Talböden im Landesinnern und wurden landwirtschaftlich unbrauchbar. Diese Entwicklungen bringt man mit einer Wirtschaftskrise in Verbindung, deren Anzeichen schon vor dem Beginn der osmanischen Eroberung sichtbar waren.¹⁴

Die Osmanen faßten erst 1354 auf dem europäischen Ufer der Dardanellen Fuß. Auf dem Balkan gab es zu dieser Zeit keinen ernst zu nehmenden Machtfaktor mehr, der ihren Vormarsch hätte stoppen können. Das Zweite Bulgarische Reich war 1330 von den Serben entscheidend geschlagen worden. Aber auch das siegreiche Serbien befand sich nach dem Tode Stefan Dušans (1355) unter streitenden Grundherren in feudaler Anarchie. Was Ostrom, also Byzanz, betrifft, litt es unter den Folgen der Katastrophe des Vierten Kreuzzuges 1204 ebenso wie der chronischen Bürgerkriege in den mittleren Dekaden des 14. Jahrhunderts. Das byzantinische Herrschaftsgebiet auf dem Balkan war praktisch auf Thessaloniki und die Hauptstadt Konstantinopel zusammengeschrumpft. Das griechische Festland und die Peloponnes wurden von fränkischen Feudalgeschlechtern beherrscht. In der Ägäis gab es keine einzige byzantinische Insel mehr, alle befanden sich in venezianischem oder genuesischem Besitz. Die Genuesen hatten eine ihrer Festungen sogar einige Hundert Meter gegenüber Konstantinopel, in Galata, errichtet, von wo aus sie den gesamten Verkehr durch den Bosphorus kontrollierten. Das Handelsleben in Byzanz lag in italienischer Hand. Auch auf dem Balkan gab es kaum einen einheimischen Kaufmannsstand, der Handel im Binnenland wurde vor allem von den Ragusanern organisiert.¹⁵

Byzanz und die Balkanstaaten waren zudem durch einen tiefen Graben kirchlich, kulturell und politisch vom katholischen Westen getrennt. Die Anfänge dieser Trennung reichen in die Zeit des Bilderstreits im 8. und 9. Jahrhundert zurück. Bereits damals war der Osten zur Kunst und Philosophie der Antike auf Distanz gegangen. Während des sogenannten Hesychastenstreits im 14. Jahrhundert, als es nicht zuletzt um den Stellenwert des Studiums antiker Autoren ging, entschied sich Byzanz – und entschied sich mit Byzanz auch die übrigen orthodoxen Balkanländer – gegen die Antike.¹⁶ Unter diesen Bedingungen produzierten die Balkanchristen eine Literatur vorwiegend hagiographischen und apokryphen Charakters, vom Geist der Frührenaissance war auf dem Balkan nichts zu spüren, obwohl die politische Herrschaft auch hier christlich war. Dante schrieb seine *vita nova* im Jahre 1292 und war schon ein halbes Jahrhundert tot, als Dušan Zar

von Serbien wurde; als Petrarca (1303–1374), Boccaccio (1313–1375) und Chaucer (1340–1400) die Grundlagen einer humanistischen Literatur im Westen schufen, begnügten sich deren Zeitgenossen auf dem Balkan mit dem Kopieren der Werke der Kirchenväter.

Osmanische Eroberung – Werk des „Heiligen Krieges“?

Die osmanischen Eroberer fanden also die geschilderten Verhältnisse auf dem Balkan vor. Wir wenden uns nun der Frage zu, ob der spektakuläre Erfolg der Osmanen eher ihrem islamisch bedingten Eroberungseifer zuzuschreiben oder als Folge eines säkularen Machtstrebens aufzufassen sei. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Bestimmung der ideologischen Trennungslinie in Südosteuropa – verlief sie hauptsächlich zwischen Islam und Christentum oder eher zwischen einem östlichen Lager, in dem neben den Osmanen in beträchtlichem Maße auch die griechische Orthodoxie engagiert war, und einem westlich-katholischen Lager? Die Forschung liefert zahlreiche Anhaltspunkte für die Annahme der zweiten Hypothese.

Die Kooperation einheimischer Gruppen bildete eine der Voraussetzungen des osmanischen Erfolgs gerade dort, wo die Bevölkerung unter „lateinischer“ Herrschaft litt. Die Animosität zwischen Griechen und Lateinern seit dem Vierten Kreuzzug hatte nämlich neben religiösen und kulturellen auch sozioökonomische Dimensionen. Die westlichen Feudalherren in Griechenland hatten nicht nur die kaiserliche Verwaltung beseitigt. Auch die quasi autonome Schicht der lokalen *archontes* hatte einen empfindlichen Statusverlust erfahren. Was die restliche griechisch-slawische Bevölkerung betrifft, so wurde sie von den neuen Herren wie Unfreie behandelt.¹⁷ Angesichts solcher Verhältnisse erlangte die Art und Weise, wie die Osmanen mit der einheimischen Bevölkerung umgingen, eine eminent politische Qualität. Es ging dabei nicht bloß um eine „Tolerierung“ der Buchreligionen, wie sie vom Koran vorgeschrieben ist, sondern um einen Schulterschuß mit der griechischen Orthodoxie in einer der großen Auseinandersetzungen der europäischen Geschichte, in der Frage der Kirchenunion. Die Neugründung des ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel durch Mehmed II im Jahre 1454 deutet darauf hin, daß eine solche Politik bewußt verfolgt wurde. Mit der Neugründung des serbischen Patriarchats von Peć im Jahre 1557 verschob sich das konfessionelle Gleichgewicht südlich der Donau endgültig zuungunsten des Katholizismus. In einer Zeit, in welcher sich auf dem Kontinent das Prinzip *cuius regio eius religio* durchsetzte, wurde Multikonfessionalität zur Hauptkomponente der osmanischen Ideologie, nicht zuletzt in Ungarn und Siebenbürgen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.¹⁸

Ein ebenso gewichtiger Faktor in diesem Rahmen war der *feudale* Charakter der Beziehungen zwischen den Eroberern und den einheimischen christlichen Herrschern. Die osmanische Expansion war keine einzige Gewaltwelle, die alles vor sich niedergewalzt hätte, sondern ein gradueller Prozeß, der bis zur zweiten Belagerung von Wien 1683 immerhin dreieinhalb Jahrhunderte brauchte. Noch vor der Eroberung eines Gebietes hatten die Osmanen dort gewöhnlich ihre Parteigänger. Sie traten als Beschützer innerbalkanischer Gruppen gegen andere Fraktionen auf, die zumeist vom katholischen Ungarn unterstützt wurden. So hatten die frühen Sultane oft christliche Fürsten zu ihren Vasallen, mit der Pflicht zur Heeresfolge, die soweit gehen konnte, daß „zwei rivalisierende Kaiser, Manuel II. und sein Neffe Johannes VII., am Ende des Jahres 1390 den Sultan Bajezid darin unterstützten, die letzte noch verbliebene byzantinische Stadt in Kleinasien, Philadelphia, zu belagern und zu erobern.“¹⁹

Der berühmteste serbische Held des Mittelalters, Krali Marko, starb als treuer Vasall des Sultans im Kampf gegen den christlichen Fürst der Walachei. Ohne adäquate Berücksichtigung der Gesetzmäßigkeiten des feudalen Zeitalters ist es nicht möglich zu verstehen, warum die christlichen Herrscher während des osmanischen Interregnums in den Jahren 1402–1412 praktisch nichts unternahmen, um die Türken aus Europa zu vertreiben. Vielmehr zogen sie es vor, ihre Interessen als Verbündete dieser oder jener Fraktion im innerosmanischen Thronfolgekrieg durchzusetzen.²⁰

Auch unterhalb der feudalen Oberschicht kam es zur Zusammenarbeit zwischen den einheimischen Christen und den muslimischen Eroberern. An erster Stelle ist hier auf Christen als Lehnsträger (*sipahi*) im frühosmanischen Staat hinzuweisen.²¹ Die viehzüchtende christliche Bevölkerung auf dem Balkan spielte in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle. Sie war dem quasi-militärischen Status der Walachen, dem *jus valachicum*, unterstellt. Als „Martolosen“ oder „Vojnucken“ nahmen diese „Walachen“ an osmanischen Feldzügen teil. Die Besatzungen der Grenzfestungen in Ungarn im 16. Jahrhundert bestanden bis zur Hälfte aus christlichen Martolosen. Die Zahl der christlichen Haushalte mit militärischen Pflichten machte in einigen Regionen rund ein Drittel aller Haushalte aus.²² Es liegt auf der Hand, daß die osmanische Herrschaft, die ihre christlichen Truppen übrigens auch gegen muslimische Rivalen einsetzte,²³ sich gegenüber ihren Untertanen, seien sie nun Christen oder Muslime, schwerlich auf den islamischen Heiligen Krieg berufen konnte.

Wandel und Kontinuität in Stadt und Land

Im osmanischen Lehnssystem, das theoretisch eine zentrale Vergabe von Lehnseinkünften unter Beachtung des Prinzips der Nichtvererbbarkeit des Bodens vorsah, hatte die Masse der steuerpflichtigen Landbevölkerung den sogenannten *reaya*-Status. Die bäuerlichen Haushalte zahlten neben dem Naturalzehnten bestimmte Geldsummen als Bodensteuer. Die Nichtmuslime entrichteten zusätzlich eine Haushalts- (und später) Kopfsteuer und waren damit gegenüber den Muslimen in wirtschaftlicher Hinsicht erheblich benachteiligt. Eine persönliche Bindung an den Grundherrn mit einer damit einhergehenden Patrimonialgerichtsbarkeit gab es nicht. Auch die Frondienste waren unter osmanischer Herrschaft stark reduziert. Betrugten sie früher zwei bis drei Arbeitstage pro Woche, so waren nunmehr drei Tage jährlich zu leisten.²⁴ Nicht zuletzt war die bäuerliche Handels- und Gewerbefreiheit insgesamt gesichert.²⁵

Dennoch fand die neue Herrschaft ihre Stütze hauptsächlich im städtischen Bereich, und nicht im ländlichen.²⁶ Nicht nur die Geschichte bosnisch-herzegowinischer Städte, die überwiegend aus osmanischer Zeit stammen, sondern auch die Entwicklung einer spätantiken Gründung wie Skopje unterstützt diese Annahme. Die Hauptstadt Dušans am Vardar verfügte, als sie 1392 osmanisch wurde, über keine repräsentativen Steinbauten. Denn die Aufmerksamkeit der serbischen Herrschaft hatte primär dem Bau von Klöstern gegolten, deren prächtigste Exemplare fast immer außerhalb der städtischen Zentren zu finden sind. In osmanischer Zeit dagegen zog Skopje beträchtliche Kapitalien von überall heran, mit der Folge, daß der Markt der Stadt Mitte des 17. Jahrhunderts mehr als 2000 Läden umfaßte. Es gab rund 700 Gerbereien in der Stadt, sieben Gasthäuser und Karawansereien, 20 Derwischkonvente, sechs Medressen, neun Koranschulen, 70 Schulen für Knaben, 120 größere und kleinere Moscheen, 110 öffentliche Brunnen und eine Vielzahl von öffentlichen Bädern, die durch einen Aquädukt und ein unterirdisches Leitungssystem versorgt wurden. Besonders aufgrund seiner Schulen war Skopje, neben Istanbul, Edirne und Bursa, ein islamisches Zentrum von überregionaler Bedeutung, zugleich aber auch der Sitz eines griechisch-orthodoxen Metropoliten und eines römisch-katholischen Erzbischofs; hier gab es darüber hinaus armenische und jüdische Gebetshäuser.²⁷

Die städtische Entwicklung stand seit dem 16. Jahrhundert in engem Zusammenhang mit dem Aufschwung in Handel und Gewerbe. Eine Voraussetzung dafür war die allmähliche Verdrängung der Italiener aus dem Schwarzmeer-Handel und sogar aus dem östlichen Mittelmeer.²⁸ Die griechisch-orthodoxen Untertanen des Sultans erwiesen sich als

ebenso tüchtige Kaufleute wie die Lateiner. Aber auch die Muslime begannen in dieser Zeit, direkt Handel mit Italien zu treiben. Die Errichtung eines *Fondaco dei Turchi* (Türkenhofes) in Venedig unterstreicht den eingetretenen Wandel.²⁹ Auch die großen nahöstlichen Städte wie Aleppo, Damaskus und Kairo erlebten, dank der osmanischen Handelspolitik, eine neue Blüte.³⁰

Die städtische Entwicklung stand ferner mit dem Prozeß der Islamisierung in einem Zusammenhang. In der Forschung herrscht heute Übereinstimmung darüber, daß es auf dem Balkan unter osmanischer Herrschaft keine Zwangsislamisierung gegeben hat.³¹ Dennoch ist es eine Tatsache, daß vielerorts die Christen in beträchtlichem Umfang zum Islam konvertierten. Was waren die Gründe der Konversion? Da die Islamisierung mit regional unterschiedlicher Intensität ablief, verbieten sich Verallgemeinerungen. Es handelte sich dabei um ein vielschichtiges Phänomen. Neben politischen und ökonomischen Faktoren spielten sicherlich auch die kulturellen und psychologischen Umstände eine Rolle: Fest steht, daß die ursprünglichen Einwohner der Städte selten verdrängt wurden. In einigen Orten wuchs die Zahl der Nichtmuslime durch Zuwanderung oder Zwangsumsiedlung von auswärts sogar weiter an. In vielen Städten begann jedoch bald ein kultureller Assimilationsprozeß, der in konfessioneller Hinsicht eine Islamisierung bedeutete. Sarajevo war im 17. Jahrhundert zu über 90 Prozent eine islamische Stadt. Sofia, Skopje, Larissa, Nikopolis an der Donau, Varna am Schwarzen Meer waren ebenfalls vom Islam geprägte Zentren.³²

Trotz Islamisierung und Einwanderung sephardischer Juden blieben aber die Christen in Südosteuropa unter osmanischer Herrschaft die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung. Nicht minder wichtig war der Umstand, daß die christlichen Kirchen als Institutionen mit eigener Jurisdiktion weiterhin bestanden. Denn den nichtmuslimischen Untertanen des Sultans war es erlaubt, sich in einzelnen Religions- bzw. Konfessionsgemeinschaften zu organisieren. Diese Gemeinschaften, die seit dem 18. Jahrhundert unter der Bezeichnung *millet* bekannt sind, genossen eine beachtliche, personenrechtlich begründete Autonomie. Sie regelten nicht nur die zivilrechtlichen Angelegenheiten ihrer Mitglieder selbständig, sondern hatten auch eine Art „Schulhoheit“, mit der Folge, daß die Kinder nichtmuslimischer Eltern in den einzelnen *millet*-Schulen in der jeweiligen Muttersprache unterrichtet wurden.³³

Kannte aber das osmanische System über die *millet*-Verfassung hinaus eine Autonomie, die nicht personenbezogen, sondern territorial bestimmt war? Die Frage ist grundsätzlich zu bejahen. Die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen die einzelnen Balkanländer von den Osmanen erobert worden waren, ließen Raum für die Herausbildung abgestufter Abhängigkeitsverhältnisse, mit der Folge, daß

bestimmte Regionen „Privilegien“ erhielten, welche sie bis in das 19. Jahrhundert hinein bewahren konnten.³⁴ Dazu gehörten Ortschaften, die sich ohne Widerstand ergeben hatten. Sie erhielten in der Regel einen autonomen Status und wurden von eigenen Notabeln verwaltet. Gewisse bulgarische Orte im Balkangebirge, die griechisch-albanische Stadt Janina im Epirus oder die Walachenstadt Moschopole in Albanien wären hier als Beispiel anzuführen. Zu derart privilegierten Orten gehörten ferner Städte, die aufgrund ihrer Bedeutung für die politische Herrschaft mit einer gewissen „Immunität“ ausgestattet worden waren. In der Immunitätsurkunde (*muafname*) von Sarajevo aus dem 15. Jahrhundert war es z. B. verboten, daß Vertreter der osmanischen Provinzialverwaltung sich in der Stadt aufhielten.³⁵ Lokalautonomie konnte sich aber auch auf der Basis besonderer Verpflichtungen gewisser Bevölkerungsgruppen in frühosmanischer Zeit entwickeln. So genossen zahlreiche Orte, die im 16. Jahrhundert als Paßdörfer, Vojnukendörfer oder Bergwerkssiedlungen, jedenfalls mit besonderen Pflichten gegenüber dem Staat registriert waren, noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine beachtliche Verwaltungsautonomie.³⁶

Herrschaftslegitimität und Krisenbewußtsein

In der abendländischen Literatur genießt der osmanische Sultan Süleyman (1521–1566) den Ruf des „Prächtigen“, die osmanisch-türkische Geschichtsschreibung dagegen bezeichnet ihn mit dem relativ schlichten Beinamen des *Kanûnî*, also des „Gesetzgebers“.³⁷ Dieser Umstand verdient nicht zuletzt deshalb Beachtung, weil das Osmanische Reich ein islamischer Staat *par excellence* gewesen sein soll, wobei sich natürlich die Frage stellt, wieso man eigentlich noch einen „Gesetzgeber“ gebraucht hat, wenn alles schon nach islamischem Recht eine Regelung finden sollte. Im Lichte neuerer Forschungen über Fragen von Rechtsbewußtsein und politischer Legitimität können wir heute konstatieren, daß osmanische Intellektuelle der Frühen Neuzeit politische Herrschaft – bei allem Respekt für die islamische Tradition – keineswegs religiös begriffen, sondern, in einem eminent rationellen Kontext, auf der Basis des Prinzips der universellen Gerechtigkeit. Sie waren der Meinung „that just kingship is not necessarily dependent upon Islamic confession, and that a non-Muslim monarch may be a better, and therefore more legitimate, sovereign than his Muslim rival.“³⁸ Die Herrscher kannten hier kein Gottesgnadentum. Die strikte Befolgung des Gesetzes sollte die Hauptquelle der Legitimität sein. Das osmanische Herrscherrecht (*kanûn*), das sich u. a. an dem Reichsgesetz (*yasa*) Dschingis-Chans orientierte, kennzeichnet das Osmanische Reich mehr als jedes andere Merkmal als einen grundsätzlich säkularen Staat.³⁹

Das Gerechtigkeitsideal der Osmanen implizierte in der politischen Praxis die Sorge um das gesellschaftliche Gleichgewicht, im Kern die Sorge um das Wohlergehen der einzig produktiven Klasse, der steuerzahlenden *reaya*. Schon im 16. Jahrhundert allerdings und besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es um die steuerpflichtige Bevölkerung schlecht bestellt. Das osmanische Herrschaftssystem befand sich in einem tiefgreifenden Transformationsprozeß. Uns interessieren hier besonders Veränderungen, erstens in der Militärverfassung des Reiches und zweitens im System der Besteuerung. Die Lehns-trägerschicht *sipahi*, die beritten und mit Säbel oder Lanze bewaffnet ins Feld zog, erwies sich allmählich den mit Musketen ausgestatteten Söldnertruppen europäischer Staaten nicht gewachsen. Andererseits war aber die Zentralregierung, die zunehmend unter Geldknappheit litt, kaum in der Lage, die traditionelle osmanische Infanterie, die Janitscharentruppe, regelmäßig zu besolden. Als Ausweg bot sich a) der Übergang zu einem Söldnerheer, das je nach Bedarf kurzfristig aufgestellt und danach wieder aufgelöst werden konnte, und b) der Übergang zur Steuerpacht (*iltizām*). Beide Wege machten es erforderlich, daß vakant gewordene Lehen eingezogen und in Steuerpacht gegeben wurden. Die so gewonnenen Einkünfte dienten u. a. zur Finanzierung von Söldnerheeren. Sogar die Gouverneursposten in den Provinzen übertrug man nunmehr an Personen, die in der Lage waren, hohe Summen als Antrittsgelder zu zahlen.⁴⁰

Das Niveau der Besteuerung der steuerpflichtigen Bevölkerung konnte von dieser Entwicklung nicht unberührt bleiben. Es entstanden neue Kategorien von Steuern, die grundsätzlich in Geld entrichtet und allen Bevölkerungsschichten ohne Rücksicht auf frühere „Privilegien“ auferlegt wurden. Nicht einmal die Geistlichkeit und die religiösen Stiftungen waren von den neuen Steuern befreit. Die Folge war, daß überall Unzufriedenheit herrschte. Unbeschäftigte Medressenabsolventen, desertierte Soldaten, marodierende Nomadenbanden machten das flache Land während der sogenannten *celâli*-Aufstände besonders in Anatolien unsicher. Die Aufgabe exponierter oder marginaler Böden und die Flucht in die Städte verdünnten die Bevölkerung auf dem Lande, die Agrarwirtschaft geriet in eine Krise.⁴¹

Diese Entwicklung führte zur Herausbildung einer neuen Elite in den Provinzen, der Schicht der *ayan*, ein Begriff, der soviel wie „angesehene Bürger“ oder „Notabeln“ bedeutete. Gemeint waren Persönlichkeiten, die von städtischen Interessengruppen *gewählt* wurden, um Vermittlerfunktionen zwischen der lokalen Bevölkerung und der Zentralregierung auszuüben. Die anfänglich begrenzten Kompetenzen der *ayan* weiteten sich besonders im 18. Jahrhundert immer mehr aus. In den Städten organisierten die *ayan* den nächtlichen Wachdienst, auf dem

Lande den Polizeidienst. In Kriegszeiten wurde die Verwaltung ganzer Landkreise offiziell den lokalen *ayans* überlassen. Diese übernahmen nun Aufgaben, die früher in den Kompetenzbereich des Kadis gehörten, wie die Truppenaushebung, Verproviantierung des Heeres, Gewährleistung des Postdienstes. Die eigentlichen, von der Zentralregierung ernannten Gouverneure wurden allmählich zu bedeutungslosen Beamten, die bloß repräsentative Aufgaben zu erfüllen hatten. Einige *ayan*-Geschlechter dagegen entwickelten sich de facto zu Herrschern über ganze Provinzen.⁴²

Verfall oder Umgestaltung?

Die angedeuteten Wandlungsprozesse erschienen Vertretern der alten Elite schon kurz nach der Regierungszeit Süleymans im 16. Jahrhundert als Beginn der gesellschaftlich-politischen Degeneration.⁴³ Der moderne Historiker erkennt nicht immer die schichtenspezifische „Parteilichkeit“ der Autoren politischer Werke aus jener Epoche oder den Genrecharakter der von ihnen hervorgebrachten Traktatenliteratur. So wird die bissige Kritik an den „osmanischen Zuständen“, die natürlich immer die idealisierte „alte Zeit“ im Blick hatte, aus ihrem zeitgenössischen Bezugsrahmen gerissen und zur Begründung gängiger „Verfallsmodelle“ herangezogen.⁴⁴ In komparatistischer Perspektive dagegen erscheinen die Verhältnisse in einem anderen Licht. Fernand Braudel z. B. vertrat die Meinung, daß vom Verfall des Osmanischen Reiches vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts nicht gesprochen werden könne.⁴⁵ In der Tat lassen sich durchaus Parallelen zu Krisenerscheinungen wie Krisenbewußtsein im Osmanenreich auch im zeitgenössischen Europa finden; die Folgen des Dreißigjährigen Krieges in Zentraleuropa oder die der Wirren der Fronde in Frankreich waren nicht weniger gravierend.⁴⁶

Was war nun konkret geschehen? Dem „Bevölkerungsdruck“ des späten 16. Jahrhunderts war vor allem in Anatolien eine fühlbare Verringerung der Bevölkerungszahl gefolgt.⁴⁷ Im Handel fand eine Verlagerung des Schwerpunkts von den traditionellen Routen durch den Nahen Osten nach der offenen See um Afrika herum statt. Dies zog längerfristig eine Schwächung der mediterranen Wirtschaften nach sich, wovon die Osmanen ebenfalls betroffen wurden. Das Reich konnte sich nicht nur nicht – schon aus geographischen Gründen – an der sich entwickelnden atlantischen Wirtschaft beteiligen, es mußte auch im Mittelmeerraum die Dominanz der Holländer und Engländer hinnehmen.⁴⁸ Dieser Wandel machte sich dahingehend bemerkbar, daß die handelskapitalistisch orientierten Schichten des 16. Jahrhunderts ihre Erfolgsgrundlagen verloren. Neue, zumeist nichtmuslimische

Gruppen traten auf, die jedoch im Levantehandel gegenüber den nunmehr dominierenden Europäern nur eine untergeordnete Vermittlerrolle einnehmen konnten.

Im Bereich der Landwirtschaft ging die Entwicklung in Richtung Kommerzialisierung, mit der Folge, daß es in einigen Regionen des Reiches – aber erst im Laufe des 18. Jahrhunderts – zur Konsolidierung einer neuen Grundbesitzkategorie, des *çiftlik* (Gutshof), kam, die gutswirtschaftliche Züge aufwies. Es handelte sich hierbei allerdings weder um eine „Zweite Leibeigenschaft“, vergleichbar mit Entwicklungen in bestimmten Teilen Osteuropas, noch konnte sich eine kapitalistische Landwirtschaft wie in einigen Regionen Westeuropas etablieren. Die kleinbäuerliche Parzellenwirtschaft blieb bis zum Ende des Reiches bestimmend.⁴⁹

Dieser Befund reflektiert eine Grundtendenz osmanischer Politik in der Frühen Neuzeit. Der Staat hatte seit dem späten 15. Jahrhundert in dem Bemühen, die Urbanisierung zu fördern, eine Art *command economy* aufgebaut, die vorrangig zur Versorgung der Städte diente. Damit hing auch die „anti-merkantilistische“ Mentalität der herrschenden Schicht zusammen; Güter sollten nämlich nicht exportiert, sondern eher importiert werden, damit sie auf dem Binnenmarkt wohlfeil blieben. Die später berückichtigten „Kapitulationen“ (S. 120f) konnten sich erst in diesem Rahmen richtig entfalten. Das städtische Gewerbe behielt dabei seine korporative Organisationsform; Manufakturen außerhalb der Zünfte, obwohl in vielen Teilen des Reiches recht früh nachweisbar, konnten sich gegen fremde Konkurrenz nur schwer behaupten. Eine Absorbierung von überschüssiger Arbeitskraft in neuartigen Produktionsbereichen war kaum möglich. Ausgesprochen „etatistische“ Konzeptionen hemmten hier die Entwicklung auf lange Sicht.⁵⁰

Dennoch erwies sich die osmanische Gesellschaft als fähig, die „Krise des 17. Jahrhunderts“ zu meistern, obwohl an dessen Ende die ersten militärischen Niederlagen eintraten. Das 18. Jahrhundert wurde wirtschaftlich, politisch und kulturell zu einer Periode des Aufschwungs.⁵¹ Beziehungen zur Außenwelt intensivierten sich. Gleichsam als Pendant zu den Kaufmannskolonien der Europäer in der Levante entstanden Kolonien osmanischer Untertanen in allen wichtigen Handelsplätzen Europas. So wurde das Osmanenreich auch ideengeschichtlichen Einflüssen von außerhalb zugänglicher. Die Schulhoheit der einzelnen konfessionellen Gemeinschaften ermöglichte einen kulturellen Aufschwung dank zahlreicher Neugründungen von Gymnasien und Akademien besonders innerhalb des griechisch-orthodoxen *millet*. Die Curricula der neuen Schulen enthielten Fächer wie Mathematik, Geographie, Geschichte, moderne Sprachen, Mechanik, Optik, Experimen-

talchemie. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lagen Werke von Leibniz, Wolff und Locke in griechischen Übersetzungen vor. Auch die muslimischen Staatseliten zeigten sich in dieser Zeit an der geistigen Diskussion im Sinne der Aufklärung interessiert. Daß es sich hier trotzdem nicht bloß um eine kulturelle Einbahnstraße von West nach Ost handelte, wird darin ersichtlich, daß, während einige Männer an der Hohen Pforte fleißig Latein lernten, ein bedeutender Aufklärer wie Dimitrios Kantemir, dessen Schriften auch von Voltaire hoch geschätzt wurden, Lieder nach orientalischen *makams* komponierte.⁵²

Es ist jedoch in der Geschichtsschreibung praktisch zu einer Konvention geworden, den bemerkenswerten gesellschaftlich-kulturellen Wandel in dieser Epoche als „Vorgeschichte“ der späteren nationalstaatlichen Entwicklung zu behandeln. Das Positive wird gleichsam nationalisiert, das Negative – Korruption, Inflation, Ausbeutung – dagegen als Folge osmanischer Rückständigkeit apostrophiert.

Reformen und Revolutionen

Vor einem solchen Hintergrund erscheint die osmanische Geschichte des 19. Jahrhunderts einerseits als die Geschichte der nationalen Befreiungsbewegungen, andererseits als die der modernisierenden Reformen „von oben“. In jedem Falle herrscht aber die Tendenz vor, das 19. Jahrhundert als Geschichtsepoche außerhalb der historischen Kontinuität zu betrachten, als hätten für sie die bereits stattgefundenen Umwandlungen keine Relevanz.⁵³ Diese Gewohnheit mag damit zusammenhängen, daß das Osmanenreich in dieser Zeit zunehmend in Abhängigkeit von Europa geriet, eine Abhängigkeit, die nicht bloß auf wirtschaftliche oder kulturelle Bereiche beschränkt blieb, sondern auch die Souveränität des Staates beeinträchtigte.

Die spezifische Struktur des europäischen Staatensystems, das sich prinzipiell als eine *oecumene christiana* entwickelt hatte, sah für das Osmanenreich keinen Platz vor. Eng verbunden mit dieser Tatsache stehen die bereits erwähnten Kapitulationen (rechtliche und kommerzielle Privilegien), die den Europäern im Orient einen exterritorialen Status mit dazugehöriger Konsulargerichtsbarkeit sowie Handels-, Zoll- und Niederlassungsfreiheiten gewährten. Diese Sonderbehandlung galt als selbstverständlich angesichts der „Andersartigkeit“ des Rechts- und Wertesystems einer islamisch-orientalischen Gesellschaft. Die osmanischen Kaufleute waren in diesem System hoffnungslos benachteiligt. In dem Maße, wie der Levantehandel im Laufe des 18. Jahrhunderts zunahm und die Konkurrenz zwischen den fremden und einheimischen Kaufleuten sich verschärfte, strebten immer mehr osmanische Untertanen nichtmuslimischer Konfession danach, im eige-

nen Land als Europäer oder zumindest als Protégés einer europäischen Botschaft aufzutreten.

Die politischen Implikationen einer solchen Entwicklung bemerkten die osmanischen Staatsmänner erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, als Rußland das Recht beanspruchte, im Namen der gesamten griechisch-orthodoxen Bevölkerung bei der Regierung des Sultans intervenieren zu dürfen, und zwar mit der Begründung, daß die Nichtmuslime im Osmanischen Reich mit den Muslimen rechtlich nicht gleichgestellt seien. Die Entwicklungen in Europa in den Jahren der Französischen Revolution und vor allem die Aufstände der christlichen Balkanvölker in den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts verstärkten noch den Eindruck, daß das Osmanische Reich sich unbedingt reformieren müsse, wenn dessen Fortbestand gesichert werden sollte. Die Frage, welche Themen hierbei Vorrang bekommen sollten, war leicht zu beantworten: die Zentralisierung der Provinzialverwaltung und die Territorialisierung der bis dahin personenrechtlich-konfessionell bestimmten Loyalitäten im politischen Leben

Die Reformära „Tanzimat“

Die Dezentralisierung und Regionalisierung in der Epoche der *ayans* im 18. Jahrhundert barg in sich die Gefahr der Auflösung des Reiches. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterhielten beispielsweise zwei *ayans*, Ali Pascha von Janina und Pasvantoglu von Vidin, direkte Verbindungen zu Napoleon, zum Zaren von Rußland und zum habsburgischen Kaiser. Die europäischen Großmächte erblickten in diesen Paschas auf dem Balkan potentielle Begründer von neuen Staaten, die sie zu beherrschen hofften. Die Kämpfe zwischen der osmanischen Zentralmacht und der *ayan*-Herrschaft in den Provinzen füllen daher die erste Phase der Reformperiode *Tanzimat* („Ordnung“).

Die Territorialisierung und damit Entkonfessionalisierung der politischen Strukturen, das zweite Anliegen der Reformer, war nach der Entstehung des unabhängigen Griechenlands als dem ersten Nationalstaat auf dem Balkan noch dringlicher geworden. Denn *erstens* sollte den Europäern jedweder Vorwand, zugunsten der unterprivilegierten Christen zu intervenieren, genommen werden; schließlich war der Nationalstaat Griechenland ein Produkt direkter militärischer Intervention Europas. *Zweitens* mußte das System der autonomen konfessionellen Gemeinschaften auch deshalb überwunden werden, weil es beste Voraussetzungen für einen separatistischen Nationalismus bot. Die osmanischen Reformer waren sich dabei der Problematik des spezifischen Nationskonzepts der Balkanvölker durchaus bewußt. Es war die Sprache, der hier die Rolle des politisch-kulturellen Identitätsstifters zukam.

Menschen, die dieselbe Sprache sprachen, sollten eine Nation bilden, d. h. einen eigenen Nationalstaat haben.⁵⁴ Ein solches Konzept war aus osmanischer Sicht ebenso irrational wie gefährlich, denn es war auf dem Balkan praktisch unmöglich, Sprachgruppen zu finden, die in ausreichender Kompaktheit und historisch kontinuierlich in jeweils genau definierten Siedlungsgebieten wohnten. Wenn wir beim griechischen Beispiel bleiben, so fällt auf, daß sich nicht einmal auf der relativ kleinräumigen Peloponnes alle Bewohner in griechischer Sprache verständigen konnten. Es sollte einige Zeit dauern, bis sie ihre albanische, walachische oder slawische Mundart zugunsten des Neugriechischen aufgaben. In diesem Prozeß der Nationsbildung kam aber der Institution Volksschule entscheidende Bedeutung zu, und der griechische Nationalstaat war entschlossen – die Möglichkeiten der osmanischen *millet*-Verfassung ausnutzend –, das griechische Schulwesen im Osmanischen Reich zum Instrument der Hellenisierung zu entwickeln.⁵⁵

Das neue Griechenland war, *drittens*, von Anfang an auf Expansion eingestellt und darin Vorbild für eine Nationalbewegung, weil das vorgestellte, potentielle Staatsvolk noch weitgehend außerhalb der eignen Staatsgrenzen lebte. Zwar sprachen nicht alle osmanischen Griechen Griechisch, die im kleinasiatischen Kappadokien sogar fast nur Türkisch. Das störte aber die Anhänger der befreiungsimperialistischen „Großen Idee“ wenig, und sie kamen der Verwirklichung ihres Zieles, der Wiedererrichtung des alten byzantinischen Reiches, zeitweise recht nahe. Auch in Serbien haben wir es mit einer vergleichbaren Entwicklung zu tun. Das großserbische Programm Garašanins aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sah die Schaffung eines alle Südslawen umfassenden Staates unter serbischer Führung vor. Wie selbstverständlich gehörte Kosovo ebenso zu den zu befreienden südslawischen Gebieten wie die Küstenlandschaft Zeta im Norden Albaniens. Was die Bulgaren betrifft, deren Nationalbewegung sich aus verschiedenen Gründen erst relativ spät entwickeln konnte, beobachteten wir ebenfalls eine ausgeprägte Tendenz zu historisierender Rechtfertigung der nationalen Expansion. Der Vertrag von San Stefano aus dem Jahre 1878 versprach ein Großbulgarien vom Schwarzen Meer bis zum Ohridsee am Fuße des albanischen Gebirges. Dieser unverwirklichte Traum beflügelte nationalistisch gesinnte Bulgaren noch am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts.⁵⁶

Unter diesen Bedingungen ging die Grundtendenz der osmanischen Reformbewegung in Richtung einer Abschaffung der *millets*, indem man rechtliche Gleichheit aller Bürger im Rahmen eines säkularisierten Staates zu garantieren trachtete und die alten, religiös und dynastisch geprägten Loyalitäten durch ein säkulares und territorial gebundenes Konzept der Staatsnation (Osmanismus) zu ersetzen suchte, und dies in

direkter Konkurrenz zum Konzept des Nationalstaates auf vermeintlich ethnisch-homogener Basis.⁵⁷ Gegenüber kollektiven Interventionen der europäischen Mächte, mit dem Ziel, Sonderrechte für diese oder jene Gruppe durchzusetzen, sahen sich die Vertreter der osmanischen Reform denn auch immer wieder veranlaßt, ihr Programm wie folgt zu verteidigen: „Wir fordern Reformen, und zwar nicht für diese oder jene Provinz, sondern für das gesamte Reich, und nicht zugunsten einer einzigen Volksgruppe, sondern zugunsten aller Osmanen, seien sie nun Juden, Christen oder Muslime.“⁵⁸

Eine solche „Modernisierung“ des politischen Systems im Orient lag damals keineswegs im Interesse der europäischen Großmächte. Sie war aber auch gegenüber der muslimischen öffentlichen Meinung schwerlich mit Argumenten aus dem Gedankengut der europäischen Aufklärung zu legitimieren. Die osmanische Verfassung von 1876 und die Einführung des parlamentarischen Systems waren das Werk der sog. Jungosmanen, einer intellektuellen Elite, die westlich gebildet war, aber in islamischen Kategorien dachte und sich ausdrückte. Am deutlichsten kann man dies in den Schriften des „Jungosmanen“ Namık Kemal verfolgen. Er operierte mit einer islamischen Theorie der Volkssouveränität, die vor allem in der Begründung der legislativen Funktion des Parlaments sichtbar wird und im Kern von der naturrechtlich legitimierte Verfassungspraxis im Westen radikal abweicht. Kemal schrieb: „Wenn das Volk eines Landes sich versammelt und einem Mann als Sultan oder Kalif den Untertaneneid schwört, dann wird jener Mann Sultan oder Kalif. Sein Vorgänger ist damit außer Amtes gesetzt, denn das Imamat gehört der Gemeinschaft.“ Damit wurde der Herrscher als wähl- bzw. abwählbar deklariert. In einem Artikel über die „Methode der Konsultation“ hob Kemal hervor, daß der islamische Staat ursprünglich eine Republik gewesen sei, und das Volk habe jederzeit das Recht, eine Republik auszurufen. Es überrascht dann nicht weiter, auch die übrigen als eminent westlich geltenden Werte wie die Gerechtigkeit (*adalet*), Freiheit (*hürriyet*) oder Humanität (*insaniyet*) als die ureigensten islamischen Konzepte und Ideale erklärt zu sehen. Analog wurde der Begriff Patriotismus aus der islamischen Tradition abgeleitet: Der dem Propheten zugeschriebene Ausspruch, „die Liebe für das Vaterland rührt vom Glauben her“, war das Motto der jungosmanischen Zeitung *Hürriyet*. Auf diesem Wege kamen die Jungosmanen schließlich zu dem modernen Konzept der politischen Nation. Kemal zählte 1872 Volkssouveränität, Gewaltenteilung, Gedanken- und Assoziationsfreiheit und Sicherheit des Besitzes als die wichtigsten Merkmale einer politischen Nation auf – wohlgemerkt einer politischen Nation auf islamischer Basis.⁵⁹

Im Lichte dieser Ausführungen können wir festhalten, daß die

Reformierung des Osmanischen Reiches im Laufe des 19. Jahrhunderts zwar durchaus eine politische Modernisierung im westlichen Sinne implizierte, ohne jedoch unbedingt eine „Verwestlichung“ erstrebt zu haben. Diese Tatsache blieb auch einigen Europäern nicht verborgen. In einer deutschen Publikation aus dem Jahre 1878 findet sich beispielsweise folgende bemerkenswerte Feststellung:

„Daß die Reformen ... die Regeneration des Osmanenreiches von innen heraus und auf dem Boden des Islam anstreben, ist vom türkischen Standpunkte aus völlig correct ... Aber je kräftiger der Erneuerungs-Proceß, ... desto mehr müssen sich die Wege der islamitischen Cultur von der abendländisch-christlichen entfernen ..., welche allein in unseren Augen begehrenswerth ist ... Mit einer Regenerierung des Islams von innen heraus ... ist also den europäisch-christlichen Culturinteressen nicht im Entferntesten gedient.“⁶⁰

Die Furcht christlich-abendländischer Publizisten vor einer Regeneration des Islams war aber letztlich doch unbegründet. Eine „Verjüngung“ des Osmanischen Reiches war auch mit Hilfe des parlamentarischen Systems nicht zu realisieren.

Imperialismus als Faktor

Die Erschließung der nahöstlichen Märkte für europäische Industrieprodukte vollzog sich seit dem anglo-türkischen Handelsabkommen von 1838 im Zeichen eines „Imperialismus des Freihandels“.⁶¹ Während die einzelnen europäischen Staaten darauf bedacht waren, den Prozeß der Industrialisierung mit Schutzzöllen zu sichern, traten sie gegenüber dem Osmanischen Reich kollektiv als entschiedene Verfechter des Handelsliberalismus auf und konnten so erfolgreich verhindern, daß eine vergleichbare Schutzzollpolitik im Orient überhaupt zur Anwendung kam. Im letzten Viertel des Jahrhunderts gingen dann die Großmächte dazu über, einzelne Provinzen des Osmanischen Reiches zu besetzen und in Kolonien zu verwandeln: Großbritannien versuchte, nicht nur Ägypten, sondern auch Syrien und Mesopotamien unter seine Kontrolle zu bringen; Frankreich warf ein Auge auf Nordafrika und Libanon; Italien beehrte Tripolis und Albanien; Rußland spekulierte auf Armenien und Kurdistan, um der Golf-Region nahe zu sein.

Nur Deutschland, eine „verspätete Großmacht“, schien anfänglich keine unmittelbaren Interessen im Orient zu verfolgen. Aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelangte man auch hier zu der Ansicht, daß der Türke – wie es in einem diplomatischen Bericht heißt – „infolge seiner Indolenz und Mangel jedweder Organisationsgabe bei einem ... freien Wettbewerb mit keinem anderen Volk den Kampf aufnehmen“ könne „und seine Niederlage ... durch die geringe Fruchtbarkeit seiner Rasse

... beschleunigt werden“ würde.⁶² Das Osmanische Reich erschien geradezu prädestiniert dafür, eine Beute des Imperialismus zu werden, weshalb es kaum wundert, daß angesehene Publizisten wie der Liberale Friedrich Naumann unbekümmert schreiben konnten: „Selbst wenn wir Konstantinopel nicht für uns brauchen können, wollen wir an der Konkursmasse des osmanischen Reiches beteiligt sein.“⁶³ Wortführer deutscher Kolonialinteressen sahen nur noch in der starken „Einwanderung muhammedanischer Flüchtlinge aus Rumelien“ sowie in der „Ausbreitungstendenz der schon ansässigen Türken ... für eine deutsche Kolonisation eine bedenkliche Konkurrenz“. Aber es sei „noch Platz genug da in Anatolien wie in Vorderasien überhaupt“, und es würde „für uns Deutsche nur darauf ankommen, so schnell wie irgend möglich den schon lange schlummernden Kolonisationsgedanken endlich in Wirklichkeit umzusetzen, ehe auch die herrlichen, zur Besiedelung einladenden Strecken in der Nähe der anatolischen Bahn von den ... Türken besetzt worden sind“.⁶⁴

Gewiß waren die Kolonialisten, die die deutsche Auswanderung statt nach Südwestafrika nach Kleinasien zu lenken suchten, eine kleine Minderheit, und die Unternehmer der wilhelminischen Ära erwiesen sich überwiegend als nüchtern denkende Geschäftsleute mit einem Sinn für das real Machbare; nicht einmal für die Bagdadbahn waren sie leicht zu begeistern gewesen. Das Ziel einer Kolonisation Kleasiens wurde also nicht konsequent verfolgt.⁶⁵

Nationalismus der Jungtürken

Die Jungtürkenrevolution von 1908, die für die Zeitgenossen unerwartet kam, setzte solchen Plänen ohnehin vorerst ein Ende. Nach einer kurzen Phase euphorischer Völkerverbrüderung, besonders in den makedonischen Provinzen des Reiches kam es aber gerade nach 1908 zur Entfesselung nationaler Leidenschaften, die im Balkankrieg von 1912/13 ihren Höhepunkt erreichten. Unter dem Eindruck der militärischen Niederlage, die nach vielen Beobachtern dem Mangel an nationaler Motivation der Muslime und dem „Verrat“ nichtmuslimischer Soldaten in der osmanischen Armee zugeschrieben wurde,⁶⁶ entschlossen sich die Jungtürken zu einer ideologischen Wende: Das „Komitee für Einheit und Fortschritt“, das sich durch einen Staatsstreich Ende Januar 1913 als alleinregierende Partei etablierte, begann einen zunehmend türkisch-nationalen Kurs zu steuern. Anstelle des bisherigen liberalen Osmanismus – in der Sicht der Turkisten eine kosmopolitische Gesinnung – wurde eine populistisch-korporatistische Umgestaltung von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik gefordert. Durch die Abschaffung der verhaßten „Kapitulationen“ sollte die privilegierte Stellung

der Europäer im Orient beendet und durch die Einsetzung des Türkischen als die obligatorische Verkehrssprache im Geschäftsleben die Heranbildung einer „türkisch-nationalen Bourgeoisie“ auf Kosten der wirtschaftlich dominierenden Armenier und Griechen durchgesetzt werden.⁶⁷ Bestrebungen um die „Sprach-, Ideen- und Aktionseinheit“ der Turkvölker, begleitet von sozialdarwinistischen Vorstellungen, gewannen in diesem Rahmen bald die Oberhand.⁶⁸

Die besondere Konstellation in den internationalen Beziehungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges schien die Linie der Jungtürken zu rechtfertigen. Seit dem verlorenen Balkankrieg war ihre Außenpolitik primär von der Notwendigkeit bestimmt, die Integrität des verbliebenen Reichsterritoriums zu sichern. So suchte man im Frühjahr und Sommer 1914 verzweifelt nach einem Ausweg aus der außenpolitischen Isolation. Angestrebt wurde der Anschluß an die Mächtegruppierung Rußland, Großbritannien und Frankreich. Die Ententemächte hatten jedoch kaum verdeckte Expansionsinteressen im Nahen Osten und waren nicht bereit, sich auf die Wahrung der territorialen Integrität des Osmanischen Reiches festlegen zu lassen. Das Zarenreich traf sogar ernstlich Maßnahmen, um die türkischen Meerengen auf dem Wege eines Präventivschlages zu besetzen.⁶⁹ Die Westmächte selbst hielten es für „vorteilhafter, die Türken in das Lager unserer Gegner hineinzuziehen, um auf diese Weise mit ihr ein Ende zu machen“.⁷⁰ Unter diesen Bedingungen gewann der militärische Flügel der Jungtürken, der einem Zusammengehen mit den Mittelmächten schon immer geneigt war, die Oberhand.⁷¹

Am Ruder eines als marod betrachteten und vielerorts bereits zur Liquidierung vorgesehenen Staates waren die Jungtürken schwerlich in der Lage, eine aktive Kriegszielpolitik zu betreiben. Es waren denn auch ihre deutschen Bündnispartner, die sie zur Instrumentalisierung des Islam durch die Erklärung eines „heiligen Krieges“ drängten.⁷² Trotzdem verband ein kleiner Kreis um Enver Pascha, dem nun die Führung osmanischer Armeen oblag, gerade mit der Kriegserklärung an Rußland auch einige Hoffnungen hinsichtlich der Realisierung panturkistischer Ziele.⁷³ Die Enttäuschung war daher groß, als die osmanische Ostarmee Ende 1914 vernichtend geschlagen wurde und, statt der erhofften Befreiung von „Volksgenossen“ in Transkaukasien, das eigene Gebiet in Ostanatolien unter russische Besatzung geriet. In dieser kritischen Situation faßte die jungtürkische Führung den Beschluß, fast die gesamte armenische Bevölkerung Anatoliens in unwirtliche Gegenden im Süden zu deportieren – ein Kriegsverbrechen mit katastrophalen Folgen, aus heutiger Sicht ein Völkermord.

Erst die Revolutionen in Rußland im Jahre 1917 eröffneten unerwartet auch für die jungtürkische Politik neue Perspektiven. Trotz des

sich abzeichnenden Verlustes der arabischen Provinzen schien eine Umgestaltung des Osmanischen Reiches in pantürkistischem Sinne letztlich doch möglich zu sein. In Brest-Litovsk setzten die Jungtürken nicht nur die Räumung des russisch-besetzten Gebietes in Ostanatolien, sondern auch die Rückgabe der im Friedensschluß mit Rußland im Jahre 1878 verlorenen Provinzen Ardahan, Kars und Batum durch, was einen beträchtlichen Zugewinn an Territorium wie Prestige bedeutete. Mit ihrer Offensive in Richtung Baku im Spätsommer 1918 schienen sie bereit, um der Verwirklichung ihrer Ziele willen sogar das Bündnis mit Deutschland aufs Spiel zu setzen.⁷⁴

Schlußbetrachtung

Das Osmanische Reich überlebte den Ersten Weltkrieg bekanntlich nicht. Die Nachfolge traten junge Nationalstaaten an, darunter die Republik Türkei, eine Schöpfung des spätosmanischen Jungtürkentums. Durchgesetzt hat sich damit letztlich die Idee des modernen Nationalstaats, die auf der Territorialisierung des politischen Bewußtseins beruht. Hierin ist der Hauptfaktor des Niedergangs des multiethnischen Imperiums zu sehen. Die Folgen sind zum Teil als katastrophal zu bewerten: Als besonders verhängnisvoll erwies es sich, daß die neuen Eliten sich stur an der Idee der ethnisch homogenen Nation orientierten, obwohl die jeweilige territoriale Basis bloß historisch, nur unter Mißachtung zeitgenössischer Gegebenheiten, zu legitimieren war. Es sollte sich aber praktisch als unmöglich erweisen, das Territorium des Osmanischen Reiches nach nationalen Gesichtspunkten „gerecht“ aufzuteilen. Ob sie nun Bulgaren, Griechen und Serben, wie in Makedonien, waren; Armenier, Griechen, Kurden und Türken, wie in Kleinasien; Araber und Juden, wie in Palästina, oder Albaner und Serben, wie in Kosovo – die Konfliktparteien beanspruchten in der Regel das gesamte Gebiet für sich. Unter diesen Bedingungen war Aufstand, Unterdrückung, Massaker und Vertreibung gleichsam vorprogrammiert.

Diese Schwierigkeit mit dem Erbe der Osmanen wirft jedoch andererseits ein bezeichnendes Licht auf die politische Kultur des alten Imperiums. Das Osmanische Reich hat wohl zuviel „Staat“ und zuwenig „Gesellschaft“ hervorgebracht, und dies mag an der spezifischen Staatstradition gelegen haben, die die Osmanen selbst geerbt hatten. Eine ständische Ordnung beispielsweise, die vertragsrechtliche Grundlagen kennt, konnte sich südlich der Donau nicht etablieren. In diesem Bereich liegt wohl auch der Hauptunterschied zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich.⁷⁵ Das letztere war bis 1848 ein Konglomerat von Territorien, sei es erbrechtlich erworben, sei es im

Krieg erobert. Manche dieser Territorien, z.B. Ungarn und Böhmen, hatten ihre mittelalterlichen Verfassungssysteme beibehalten dürfen. Die standesnationalen Versammlungen oder Landtage blieben mehr oder weniger intakt bis ins 19. Jahrhundert hinein. Unter osmanischer Herrschaft in Südosteuropa oder im Nahen Osten dagegen würde man vergeblich nach vergleichbaren Formen der politischen Repräsentation suchen; nirgend hatten die Vorgänger der Osmanen, das Oströmische Reich, das arabische Kalifat und die mittelalterlichen Balkanstaaten, solche Institutionen gekannt. Zwar haben die libertären Formen des politischen Lebens die Auflösung auch der Donaumonarchie nicht verhindern können. Doch verdient der angedeutete Zusammenhang zumindest mit Blick auf die Verhältnisse in den Nachfolgestaaten eingehendere Berücksichtigung.⁷⁶

Fikret Adanır · Der Zerfall des Osmanischen Reiches

- 1 Siehe z.B. Wolfgang Höpken, Die Unfähigkeit zusammenzuleben. Der nie bewältigte Nationalitätenkonflikt, in: Jugoslawien: Ein Staat zerfällt, hrsg. von J. Furkes/K.-H. Schlarp, Reinbek b. Hamburg 1991, S. 32–62.
- 2 Nicolae Iorga, Geschichte des Osmanischen Reiches, nach den Quellen dargestellt, Bd. 1, Gotha 1908, Vorwort.
- 3 Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert (Sämtliche Werke, Bd. 35/36), Leipzig 1877, S. 82.
- 4 Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 9, Pest 1833, S. XXXIX.
- 5 „This defeat obliged the Ottomans to resign definitely and for ever any ambition of ruling over Christian countries, and this meant not less than the renunciation of their dominant idea, of the *raison d'être* of their state.“ Paul Wittek, The Rise of the Ottoman Empire, London 1938 (repr. 1967), S. 3.
- 6 „The world is conceived as being divided into two parts, the Domain of Islâm, and the Domain of War. It ist the duty of true-believers, where they

- can, to extend the first at the expense of the second.“ Hamilton A. R. Gibb and Harold Bowen, *Islamic Society and the West: A Study of the Impact of Western Civilization on Moslem Culture in the Near East*, Vol. I: *Islamic Society in the Eighteenth Century*, Part 1, London–New York–Toronto 1950, S. 20.
- 7 H. A. R. Gibb and H. Bowen, *Islamic Society and the West*, I/1, S. 173–199.
- 8 Bernard Lewis, *The Emergence of Modern Turkey*, London–New York–Toronto 1961, S. 26f.
- 9 Bernard Lewis sieht die Wende schon mit der ersten Belagerung Wiens 1529 eintreten: „The event was decisive [...] the cause was already lost. The Ottoman Empire had reached the line beyond which it could not advance, from which it could only withdraw.“ *The Emergence of Modern Turkey*, S. 25. Kapitel II des Werkes wurde unter der Überschrift „Some Reflections on the Decline of the Ottoman Empire“ nachgedruckt in Carlo M. Cipolla (ed.), *The Economic Decline of Empires*, London 1970, S. 215–234.
- 10 Perry Anderson, *Die Entstehung des absolutistischen Staates*, Frankfurt am Main 1979, S. 470.
- 11 Halil İnalcık, *The Ottoman State: Economy and Society, 1300–1600*, in: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire 1300–1914*, ed. by H. İnalcık and D. Quataert, Cambridge 1994, S. 9–409, hier S. 11.
- 12 Für eine fundierte wie scharfsinnige Kritik am vorherrschenden Paradigma siehe Rifa‘at ‘Ali Abou-El-Haj, *Formation of the Modern State: the Ottoman Empire, Sixteenth to Eighteenth Centuries*, Albany, NY, 1991. Kritische Neuwertungen des Ansatzes von Wittek bei Ronald C. Jennings, *Some Thoughts on the Gazi-Thesis*, in: *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 76 (1986), S. 151–161; Colin Heywood, *Wittek and the Austrian Tradition*, in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 1988, S. 7–25; ders., „Boundless Dreams of the Levant“: Paul Wittek, the George-Kreis, and the Writing of Ottoman History, in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 1989, S. 32–50. Erörterung verschiedener Aspekte des „economic decline“ bei Roger Owen, „Introduction“ to Part 2, in: *Studies in Eighteenth Century Islamic History*, ed. by Thomas Naff and Roger Owen, Carbondale and Edwardsville, IL, 1977, S. 133–151; ders., *The Middle East in the World Economy 1800–1914*, London and New York 1981, besonders S. 1–23.
- 13 „Die gravierende Folge war jedenfalls, daß das osmanische System seit dem 15. Jahrhundert eine Stagnation der ohnedies bereits hinterherhinkenden Entwicklung einleitete. Die Herausbildung frühkapitalistischer Elemente wurde unterdrückt, der ökonomische, soziale und kulturelle Rückstand gegenüber West- und Mitteleuropa wurde immer größer.“ Karl Kaser, *Südosteuropäische Geschichte und Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien–Köln 1990, S. 136.
- 14 Johannes Koder, *Der Lebensraum der Byzantiner. Historisch-geographischer Abriß ihres mittelalterlichen Staates im östlichen Mittelmeerraum, Darmstadt* 1984, S. 55. Weiterführende Literatur bei Fikret Adanır, *Mezra‘a*: zu

- einem Problem der Siedlungs- und Agrargeschichte Südosteuropas im ausgehenden Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: *Deutschland und Europa in der Neuzeit* (Festschrift Aretin), Hlbbd. 1, Stuttgart 1988, S. 193–204.
- 15 Für eine ereignisgeschichtliche Zusammenfassung siehe John V. A. Fine Jr., *The Late Mediaeval Balkans. A Critical Survey from the Late Twelfth Century to the Ottoman Conquest*, Ann Arbor 1987, Ch. 7: *The Balkans from Dušan's Death (1355) to the Eve of Kosovo (1389)*, S. 345–405. Aus der reichhaltigen Literatur über die Dominanz der Italiener im Orient und auf dem Balkan seien nur erwähnt: G. I. Brătianu, *Recherches sur le commerce génois dans la Mer Noire au XIIIe siècle*, Paris 1929; Freddy Thiriet, *La Romanie vénitienne au moyen âge. Le développement et l'exploitation du domaine colonial vénitien (XIIIe–XVe siècle)*, Paris 1959; Bariša Krekić, *Dubrovník et le Levant au Moyen-Age*, Paris–The Hague 1961; ders., *Venetian Merchants in the Balkan Hinterland in the Fourteenth Century*, in: *Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege. Festschrift für Hermann Kellenbenz*, Nürnberg 1978, Bd. 1, S. 413–429; G. Pistarino, *Chio dei Genovesi*, in: *Studi Medievali* 10 (1969), S. 3–68; Eliyahu Ashtor, *The Venetian Supremacy in Levantine Trade: Monopoly or Pre-Colonialism?*, in: *Journal of European Economic History* 3 (1974), S. 5–53; Michel Balard, *La Romanie génoise (XIIe–début du XVe siècles)*, Genova-Rome 1978.
- 16 Für diese Interpretation siehe Jean Meyendorff, *Les débuts de la controverse hésychaste*, in: *Byzantion* 23 (1953), S. 87–120; ders., „L'origine de la controverse palamite. La première lettre de Palamas à Akindynos“, in: *Theologia* 25 (1954), S. 3–28.
- 17 David Jacoby, *The Encounter of Two Societies: Western Conquerors and Byzantines in the Peloponnesus after the Fourth Crusade*, in: *American Historical Review* 78 (1973), S. 873–906. Siehe auch die Beiträge in: *Latins and Greeks in the Eastern Mediterranean after 1204*, London 1989, ed. by B. Arbel, B. Hamilton and D. Jacoby, London 1989.
- 18 Stephen Fischer-Galați, *Ottoman Imperialism and German Protestantism, 1521–1555*, Cambridge, MA, 1959; ders., *The Protestant Reformation and Islam*, in: *The Mutual Effects of the Islamic and Judeo-Christian Worlds: the East European Pattern*, ed. by A. Ascher et al., New York 1979, S. 53–64; Carl Max Kortepeter, *Ottoman Imperialism During the Reformation: Europe and the Caucasus*, New York 1972; Mihály Bucsay, *Der Protestantismus in Ungarn 1521–1978. Ungarns Reformationskirchen in Geschichte und Gegenwart*, Teil 1–2, Wien–Köln–Graz 1977.
- 19 Donald M. Nicol, *Der Niedergang von Byzanz*, in: *Byzanz*, hg. v. F. G. Maier, Frankfurt/M. 1973, S. 348–406, hier S. 393.
- 20 Für eine Diskussion verschiedener Faktoren in diesem Zusammenhang siehe Klaus-Peter Matschke, *Die Schlacht bei Ankara und das Schicksal von Byzanz. Studien zur spätbyzantinischen Geschichte zwischen 1402 und 1422*, Weimar 1981.
- 21 Halil İnalçık, *Timariotes chrétiens en Albanie au XVe siècle d'après un registre de timars ottoman*, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 4 (1952), S. 118–138; Bistra Cvetkova, *Novye dannye o christianach-spachijach na Balkanskom poluostrove v period tureckogo gospodstva*

- [Neue Materialien über die christlichen Sipahi auf der Balkanhalbinsel unter türkischer Herrschaft], in: *Vizantijski vremennik* 13 (1958), S. 184–197; Nicoară Beldiceanu, *Timariotes chrétiens en Thessalie* (1454/55), in: *Südost-Forschungen* 44 (1985), S. 45–81.
- 22 Im Jahre 1490/91 wurden im Sancak Hercegovina 6853 Haushalte mit Walachenstatus gegenüber 15730 kopfsteuerpflichtigen Haushalten registriert. Die entsprechenden Zahlen für das Gebiet Smederevo-Kruševac lauten 9196 gegenüber 11828. Siehe Ömer Barkan, 894 (1488/1489) yılı cizyesinin tahsilâtına âit muhasebe bilânçoları [Rechnungsabschlüsse über die einkassierten Beträge der Kopfsteuer des Jahres 894 (1488/1489)], in: *Belgeler* 1 (1964), S. 58, 64, 69, 112f. Nach Nicoară Beldiceanu, *La région de Timok-Morava dans les documents de Mehmed II et de Selim I*, in: *Revue des Etudes Roumaines* 3–4 (Paris 1957), S. 111–129, hier S. 124, belief sich die Zahl der Martolosen- und Vojnukenhaushalte im 16. Jahrhundert auf mehr als 90000, was ca. 10 Prozent der Gesamtzahl aller Haushalte auf dem osmanischen Balkan entsprach. Über den Martolosendienst siehe auch Milan Vasić, *Martolosi u jugoslovenskim zemljama pod turskom vladavinom*, Sarajevo 1967.
- 23 Siehe z. B. Nicoară Beldiceanu, *Les Roumaines à la bataille d’Ankara*, in: *Südost-Forschungen* 14 (1955), S. 441–450.
- 24 Über den *reaya*-Status und den kleinbäuerlichen Steuerhaushalt *çifthane* siehe Halil İnalçık, *The Ottoman State: Economy and Society, 1300–1600*, in: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire 1300–1914*, ed. by Halil İnalçık and Donald Quataert, Cambridge 1994, S. 103–154.
- 25 Nikolaj Todorov, *Sur quelques aspects du passage du féodalisme au capitalisme dans les territoires balkaniques de l’Empire ottoman*, in: *Revue des Etudes Sud-Est Européennes* 1 (1963), no. 1–2, S. 103–136, hier S. 118, 121.
- 26 Halil İnalçık, *The Foundations of the Ottoman Economico-Social System in Cities*, in: *La Ville balkaniques*, Sofia 1970, S. 17–24. Vgl. dagegen K. Kaser, *Südosteuropäische Geschichte*, S. 136: „Die türkische Zentralmacht stützte sich vorderhand auf das Land und nicht auf die Stadt.“
- 27 Fikret Adanır, *Skopje: eine Balkan-Hauptstadt*, in: *Hauptstädte in Südosteuropa. Geschichte – Funktion – Nationale Symbolkraft*, hg. von Harald Heppner, Wien–Köln–Weimar 1994, S. 149–169, hier S. 155. Über die städtische Entwicklung auf dem Balkan unter osmanischer Herrschaft siehe u. a. Nicoară Beldiceanu, *Recherche sur la ville ottomane au XVe siècle. Etude et actes*, Paris 1973; Aleksandar Stojanovski, *Gradovite na Makedonija od krajot na XIV do XVII vek. Demografski proučuvanja* [Die Städte Makedoniens vom Ende des 14. bis zum 17. Jahrhundert. Demographische Untersuchungen], Skopje 1981; Nikolaj Todorov, *Balkanskijat grad, XV–XIV vek*, Sofija 1972 (Engl.: *The Balkan City, 1400–1900*, Seattle 1983).
- 28 Halil İnalçık, *The History of the Black Sea Trade, I: The Register of Customs of Caffa*, Cambridge, MA, 1993.
- 29 Traian Stoianovich, *The Conquering Balkan Orthodox Merchant*, in: *Journal of Economic History* 20 (1960), S. 234–313; Ugo Tucci, *Tra Venezia e*

- mondo turco: i mercanti, in: Venezia e i Turchi. Scontri confronti di due civiltà, Milano 1985, S. 38–55; Cemal Kafadar, A Death in Venice (1575): Anatolian Muslim Merchants Trading in the Serenissima, in: Journal of Turkish Studies 10 (1986), S. 191–218.
- 30 Vgl. André Raymond, The Ottoman Conquest and the Development of the Great Arab Towns, in: International Journal of Turkish Studies 1/1, Winter 1979–80, S. 84–101; ders., The Great Arab Cities in 16th–18th Centuries, New York 1985.
- 31 Für eine Korrektur alter Vorstellungen siehe Antonina Željzkova, Razprostranenie na isljama v zapadnobalkanskite zemi pod osmanska vlast, XV–XVIII vek [Verbreitung des Islam in den westbalkanischen Ländern unter osmanischer Herrschaft, 15–18. Jahrhundert], Sofija 1990; dies., The Problem of the Authenticity of Some Domestic Sources on the Islamization of the Rhodopes, Deeply Rooted in Bulgarian Historiography, in: Etudes Balkaniques 1990/4, S. 105–111; sowie die Beiträge von Michel Balivet, Aux origines de l'Islamisation des Balkans ottomans, in: Les Balkans à l'époque ottomane, éd. Daniel Panzac, Aix-en-Provence 1992 (Revue du Monde Musulman et de la Méditerranée, No. 66), S. 11–20, und Machiel Kiel, La diffusion de l'Islam dans les campagnes bulgares à l'époque ottomane (XV^e–XIX^e siècles). Colonisation et conversion, ebd., S. 39–53.
- 32 Siehe Tabellen in N. Todorov, The Balkan City, S. 54–56.
- 33 Über die Stellung nichtmuslimischer Gemeinschaften siehe die Beiträge in Benjamin Braude and Bernard Lewis (eds.), Christians and Jews in the Ottoman Empire. The Functioning of a Plural Society, Vol. 1: The Central Lands, Vol. 2: The Arabic-Speaking Lands, New York–London 1982, ferner Michael Ursinus, Zur Diskussion um „millet“ im Osmanischen Reich, in: Südost-Forschungen 48 (1989), S. 195–207.
- 34 Hierzu und zu folg. vgl. Christo Christov, Bălgarskite obštini prez vāzraždāneto [Die bulgarischen Gemeinden in der Zeit der nationalen Wiedergeburt], Sofija 1973; N. Todorov, The Balkan City, *passim*.
- 35 Muhamed Hadžijahić, Die privilegierten Städte zur Zeit des osmanischen Feudalismus. Mit besonderer Berücksichtigung der Privilegien der Stadt Sarajevo, in: Südost-Forschungen 20 (1961), S. 130–158.
- 36 Bistra Cvetkova, K voprosu o položenii dervendžijskogo naselenija v bolgarskich zemljach v period tureckogo gospodstva [Zur Frage der Situation der Bevölkerung mit Paßwächterstatus in den bulgarischen Ländern zur Zeit der Türkenherrschaft], in: Učenyje Zapiski Instituta Slavjanovedenija 20 (1960), S. 196–220; Elena Grozdanova, Bevölkerungskategorien mit Sonderpflichten und Sonderstatus, in: Osmanistische Studien zu Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. von H. G. Majer, Wiesbaden 1986; Aleksandar Stojanovski, Dervendžistvoto vo Makedonija [Die Bevölkerung mit Paßwächterstatus in Makedonien], Skopje 1974; ders., Raja so specijalni sadolženija vo Makedonija (vojnuci, sokolari, orizari i solari) [Bauern mit Sonderpflichten in Makedonien (Bauernsoldaten, Falkner, Reisbauern und Salinenarbeiter)], Skopje 1990.
- 37 Siehe zuletzt die Beiträge in Gilles Veinstein (ed.), Soliman le magnifique et

- son temps, Paris 1993; Metin Kunt and Christine Woodhead (eds.), *Süleyman the Magnificent and His Age. The Ottoman Empire in the Early Modern World*, London and New York 1995.
- 38 Cornell Fleischer, Royal Authority, Dynastic Cyclism, and „Ibn Khaldûnism“ in Sixteenth-Century Ottoman Letters, in: *Ibn Khaldun and Islamic Ideology*, ed. by Bruce B. Lawrence, Leiden 1984, S. 46–68, hier S. 56.
- 39 Nicoară Beldiceanu (ed.), *Code de lois coutumières de Mehmed II: Kitâb-i qavânin-i ‘örfiyye-i ‘Osmâni*, Wiesbaden 1967; Halil İnalçık, *Süleyman the Lawgiver and Ottoman Law*, in: *Archivum Ottomanicum* 1 (1969), S. 105–138; Rifa‘at ‘Ali Abou-El-Haj, *Power and Social Order. The Uses of the Kanun*, in: *The Ottoman City and Its Parts. Urban Structure and Social Order*, ed. by I. A. Bierman, R. A. Abou-El-Haj and D. Preziosi, New Rochelle, N. Y., 1991, S. 77–99; Haim Gerber, *State, Society and Law in Islam: Ottoman Law in Comparative Perspective*, Albany, NY, 1994.
- 40 Metin I. Kunt, *The Sultan’s Servants. The Transformation of Ottoman Provincial Government, 1550–1650*, New York 1983. Siehe auch die kritische Rezension dieser Arbeit durch Rifa‘at‘Ali Abou-El-Haj in: *Osmanlı Araştırmaları* 6 (1986), S. 221–246.
- 41 Mustafa Akdağ, *Celâlî isyanları (1550–1603)* [Die celâlî-Aufstände (1550–1603)], Ankara 1963; William J. Griswold, *The Great Anatolian Rebellion, 1000–1020/1591–1611*, Berlin 1983; I. Beldiceanu-Steinherr/J.-L. Bacqué-Grammont, *A propos de quelques causes de malaises sociaux en Anatolie Centrale aux XVIIe et XVIIIe siècles*, in: *Archivum Ottomanicum* 7 (1982), S. 71–115; Karen Barkey, *Bandits and Bureaucrats: The Peculiar Route of Ottoman State Centralization*, Ithaca, NY, 1994. Für die Balkanprovinzen siehe Fikret Adanır, *Heiduckentum und osmanische Herrschaft. Sozialgeschichtliche Aspekte der Diskussion um das frühneuzeitliche Räuberwesen in Südosteuropa*, in: *Südost-Forschungen* 41 (1982), S. 43–116.
- 42 Siehe Avdo Sućeska, *Ajani. Prilog izučavanju lokalne vlasti u našim zemljama za vrijeme Turaka* [Die Ayans. Ein Beitrag zur Erforschung lokaler Herrschaften in unserem Land in der Türkenzeit], Sarajevo 1965; ders., *Bedeutung und Entwicklung des Begriffes A’yân im Osmanischen Reich*, in: *Südost-Forschungen* 25 (1966), S. 3–26; Yücel Özkaya, *Osmanlı İmparatorluğunda âyânlık* [Die ayan-Herrschaft im Osmanischen Reich], Ankara 1977; Bruce McGowan, *The Age of the Ayans, 1699–1812*, in: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire, 1300–1914*, ed. by Halil İnalçık and Donald Quataert, Cambridge 1994, S. 637–758.
- 43 Siehe besonders Cornell Fleischer, *Bureaucrat and Intellectual in the Ottoman Empire. The Historian Mustafa Âli (1541–1600)*, Princeton, NJ, 1986; ferner Pál Fodor, *State and Society, Crisis and Reform, in 15th–17th Century Ottoman Mirror for Princes*, in: *Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae* 40 (1986), S. 217–240; Douglas A. Howard, *Ottoman Historiography and Literature of „Decline“ of the 16th and 17th Centuries*, in: *Journal of Asian History* 22 (1988), 52–77; Rhoads Murphey, *Mustafa Ali and the Politics of Cultural Despair*, in: *International Journal of Middle Eastern Studies* 21 (1989), S. 243–255; Cemal Kafadar, *Les*

- troubles monétaires de la fin du XVIe siècle et la prise de conscience ottomane du déclin, in: *Annales ESC* 46 (1991), 381–400.
- 44 Kritik der bisherigen Historiographie in Rifa'at 'Ali Abou-El-Haj, *The Ottoman Nasihatname as a Discourse over „Morality“*, in: *Revue d'Histoire Maghrébine* 47–48 (1987), S. 17–30. Gute Zusammenfassung der Literatur unter der Rubrik „The Myth of Decline“ in Linda T. Darling, *Revenue-Raising and Legitimacy. Tax Collection and Finance Administration in the Ottoman Empire 1560–1660*, Leiden–New York–Köln 1996, S. 1–21.
- 45 „Il n'y aura eu décadence franche de l'Empire turc qu'avec les premières années du XIXe siècle.“ Fernand Braudel, *L'Empire turc est-il une économie-monde?*, in: *Mémorial Ömer Lûtfi Barkan*, éd. R. Mantran, Paris 1980, S. 49. Für ein ähnliches Statement siehe Peter F. Sugar, *Southeastern Europe under Ottoman Rule, 1354–1804*, Seattle and London 1977, S. 282.
- 46 Siehe Jack A. Goldstone, *East and West in the Seventeenth Century: Political Crises in Stuart England, Ottoman Turkey, and Ming China*, in: *Comparative Studies in Society and History* 30 (1988), S. 103–142; Karen Barkey, *Rebellious Alliances: The State and Peasant Unrest in Early Seventeenth-Century France and the Ottoman Empire*, in: *American Sociological Review* 56 (1991), S. 699–715.
- 47 M. A. Cook, *Population Pressure in Rural Anatolia, 1450–1600*, London 1972; Suraiya Faroqhi, *Crisis and Change, 1590–1699*, in: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire 1300–1914*, ed. by H. İnalcık and D. Quataert, Cambridge 1994, S. 411–636, besonders S. 438–447.
- 48 Ömer L. Barkan, *Le déclin de Venise dans ses rapports avec la décadence économique de l'Empire ottoman*, in: *Aspetti i cause della decadenza economica veneziana nel secolo XVII*, Venezia-Roma 1961, S. 275–279.
- 49 Siehe Bruce McGowan, *Economic Life in Ottoman Europe. Taxation, Trade and the Struggle for Land, 1600–1800*, Cambridge-Paris 1981; Fikret Adanır, *Tradition and Rural Change in Southeastern Europe During Ottoman Rule*, in: *The Origins of Backwardness in Eastern Europe*, ed. by Daniel Chirot, Berkeley–Los Angeles 1989, 131–176, sowie die Beiträge in: *Landholding and Commercial Agriculture in the Middle East*, ed. by Çağlar Keyder and Faruk Tabak, Albany, NY, 1991.
- 50 Siehe H. İnalcık, *The Ottoman State: Economy and Society*, speziell der Abschnitt über „The Economic Mind“, S. 44–54. Vgl. ferner Halil İnalcık, *The Ottoman Decline and its Effects upon the Reaya*, in: *Aspects of the Balkans. Continuity and Change*, ed. by Henrik Birnbaum and Speros Vryonis Jr., The Hague-Paris 1972, S. 338–354. Traian Stoianovich spricht von einem Prinzip der „centricity, which entailed the adoption not of the control patterns of autonomous markets but those of a highest-order central place (Istanbul) and, in a hierarchical relationship with the central place and with each other, of a set of lower levels of territorial administration“. *Balkan Worlds. The First and last Europe*, Armonk, NY–London 1994, S. 195.
- 51 Siehe die Beiträge in: *Studies in Eighteenth Century Islamic History*, ed. by Th. Naff and R. Owen, Carbondale and Edwardsville, IL, 1977. Beach-

- tenswert in dieser Hinsicht zuletzt auch Ariel C. Salzman, *An Ancient Regime Revisited: „Privatization“ and Political Economy in the Eighteenth-Century Ottoman Empire*, in: *Society and Politics* 21 (1993), S. 393–423, und ders., *Measures of Empire: Tax Farmers and the Ottoman Ancien Régime, 1695–1807*, PhD thesis, Columbia University, 1995.
- 52 Fikret Adanır, *Die Schulbildung in Griechenland (1750–1830) und in Bulgarien (1750–1878) im Spannungsfeld von Bewahrung der ethnisch-konfessionellen Identität, Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und Herausbildung des Nationalbewußtseins*, in: *Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825)*. Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte, hrsg. von W. Schmale und N. L. Dodde, Bochum 1991, S. 433–468.
- 53 Diese Konvention wurde kritisiert besonders von Rifa‘at ‘Ali Abou-El-Haj, *Formation of the Modern State*, S. 61–72. Einige Autoren haben gezeigt, daß sogar der Verwestlichungsprozeß selbst auf die Initiative alter Eliten zurückging und primär im Kontext der innerosmanischen gesellschaftlich-politischen Dynamik zu begreifen ist. Vgl. Uriel Heyd, *The Ottoman ‘Ulemā and Westernization in the Time of Selīm III and Mahmūd II*, in: *Studies in Islamic History and Civilization*, ed. by U. Heyd, Jerusalem 1961, S. 63–96, und Butrus Abu-Manneh, *The Islamic Roots of the Gülhane Rescript*, in: *Die Welt des Islams* 34 (1994), S. 173–203.
- 54 Siehe Norbert Reiter, *Sprache in nationaler Funktion*, in: *Ethnogenese und Staatsbildung in Südosteuropa*, hrsg. von K.-D. Grothusen, Göttingen 1974, S. 104–115, und die Beiträge in: *Nationalbewegungen auf dem Balkan*, hrsg. von N. Reiter, Wiesbaden 1983.
- 55 Komparatistische Ansätze in der modernen Nationalismusforschung führen zu einer Neueinschätzung der nationalen Entwicklung in Südosteuropa. Siehe z.B. Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, 2. ed., London–New York 1991, und Paschalis M. Kitromilides, „Imagined Communities“ and the Origins of the National Question in the Balkans, in: *European History Quarterly* 19 (1989), S. 149–194.
- 56 Stefan Troebst, *Fluchtpunkt San Stefano – Nationalismus in Bulgarien*, in: *Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 37 (1990), S. 405–414.
- 57 Roderic H. Davison, *Turkish Attitudes Concerning Christian-Muslim Equality in the Nineteenth Century*, in: *American Historical Review* 59 (1953/54), S. 844–864; Bernard Lewis, *Tanzimat and Social Equality*, in: J.-L. Bacqué-Grammont/P. Dumont (eds.), *Economie et sociétés dans l’Empire ottoman*, Paris 1983, S. 47–54.
- 58 „Mechveret“, Paris, 3. Dezember 1895, zit. in E. E. Ramsaur, Jr., *The Young Turks. Prelude to the Revolution of 1908*, Princeton 1957, S. 25.
- 59 Namık Kemâl, *Makâlât-ı siyâsiyye ve edebiyeye* [Politische und literarische Aufsätze], İstanbul n.d. (arabische Schrift). Ich folge der Interpretation von Şerif Mardin, *The Genesis of Young Ottoman Thought. A Study in the Modernization of Turkish Political Ideas*, Princeton, NJ, 1962. Vgl. auch Ju. A. Petrosjan, „Novye Osmany“ i bor’ba za konstituciju 1876 g. v Turcii [Die „Neuen Osmanen“ und der Kampf um die Verfassung von 1876 in

- der Türkei], Moskva 1958; Marcel Colombe, La réforme des institutions dans l'Empire ottoman au XIXe siècle d'après le poète et écrivain turc Namık Kemal, in: *Orient* 13 (1960/61), 123–133; I. E. Petrosjan, On the Motive Forces of the Reformist and Constitutionalist Movement in the Ottoman Empire (Some social transformation processes), in: J.-L. Bacqué-Grammont/Paul Dumont (eds.), *Economie et société dans l'Empire ottoman*, Paris 1983, S. 13–24.
- 60 Friedrich von Hellwald, *Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage*, Augsburg 1878, S. 18–20.
- 61 Zum Begriff siehe Roland E. Robinson and John Gallagher, The Imperialism of Free Trade, in: *Economic History Review* 6 (1953), S. 1–15.
- 62 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, Türkei 156, Bd. 128, Salonik, 17. September 1907, Nr. 79, A. 14919.
- 63 Friedrich Naumann, „Asia“. Eine Orientreise über Athen, Konstantinopel, Baalbek, Nazareth, Jerusalem, Kairo, Neapel, 7. Aufl., Berlin 1913, S. 34.
- 64 Karl Kaerger, *Kleinasien. Ein deutsches Kolonisationsfeld. Kolonialwirtschaftliche Studie*, Berlin 1892, S. 78.
- 65 Fikret Adanır, Wandlungen des deutschen Türkeibildes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für Türkeistudien* 4 (1991), S. 195–211.
- 66 Oberstleutnant von Lossow über den Balkankrieg, Anlage zum Bericht des Kriegsministeriums an den Reichskanzler, Berlin, 2. Juni 1913, Nr. 1184/4, Geheim, PAAA, Türkei 203, Bd. 16, A. 11098. Siehe auch Fikret Adanır, Christliche Rekruten unter dem Halbmond: Zum Problem der Militärdienstpflicht für Nichtmuslime im spätoomanischen Reich, in: *Von der Pruth-Ebene bis zum Gipfel des Ida. Studien zur Geschichte, Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes* (Festschrift Emanuel Turczynski), hg. von G. Grimm, München 1989, S. 153–164.
- 67 „If the Turks fail to produce among themselves a bourgeois class [...], the chances of survival of a Turkish society composed only of peasants and officials will be very slim.“ Yusuf Akçura in *Türk Yurdu*, no. 140, 25. Aug. 1916, S. 2521 f., zitiert in Niyazi Berkes, *The Development of Secularism in Turkey*, Montreal 1964, S. 426. Siehe auch François Georgeon, *Aux origines du nationalisme turc. Yusuf Akçura (1876–1935)*, Paris 1980; Zafer Toprak, *Türkiye’de „Milli İktisat“ (1908–1918)* [„Nationalökonomie“ in der Türkei (1908–1918)], Ankara 1982.
- 68 Auch die intellektuelle Formation der jungtürkischen Kader verdient in diesem Kontext nähere Berücksichtigung. Siehe Şerif Mardin, *Jön Türklerin Siyasi Fikirleri* [Die politischen Ideen der Jungtürken], Ankara 1964, und zuletzt M. Şükrü Hanioglu, *The Young Turks in Opposition*, New York–Oxford 1995.
- 69 Siehe Die Internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus. Dokumente aus den Archiven der Zarischen und der Provisorischen Regierung, die deutsche Ausgabe hrsg. von Otto Hoetzsch, Reihe I, Bd. 1, Berlin 1931, S. 283–296.
- 70 Friedrich Stieve (Hrsg.), *Iswolksi im Weltkrieg. Der Diplomatische Schrift-*

wechsel Iswolskis aus den Jahren 1914–1917. Neue Dokumente aus den Geheimakten der russischen Staatsarchive, Berlin 1926, S. 38. Vgl. auch Joseph Heller, *British Policy towards the Ottoman Empire 1908–1914*, London 1983, S. 143.

- 71 Begleitumstände des Kriegseintritts des Osmanischen Reiches werden in der Forschung kontrovers diskutiert. Vgl. u. a. Yuluğ Tekin Kurat, *How Turkey Drifted into World War I*, in: K. Bourne and D. C. Watt (eds.), *Studies in International History*, London 1967, S. 291–315; Ulrich Trumpener, *Germany and the Ottoman Empire 1914–1918*, Princeton 1968, S. 6–20; Jehuda Lothar Wallach, *Anatomie einer Militärhilfe. Die preußisch-deutsche Militärmission in der Türkei, 1835–1919*, Düsseldorf 1976, S. 126–162; Feroz Ahmad, *Ottoman Armed Neutrality and Intervention, August–November 1914*, in: Sinan Kunalp (ed.), *Studies on Ottoman Diplomatic History IV*, Istanbul 1989, S. 41–69.
- 72 Siehe zuletzt Herbert Müller, *Islam, ğihād („Heiliger Krieg“) und Deutsches Reich*, Frankfurt am Main 1991.
- 73 Siehe Tekin Alp, *Türkismus und Pantürkismus*, Weimar 1915, S. 53.
- 74 Die Forschungslage wird referiert in Fikret Adanır, *Deutsch-türkisches Bündnis und Transkaukasien im Ersten Weltkrieg*, in: *Deutschland und Kaukasus im 19. und 20. Jahrhundert. Symposium im Rahmen der Kulturwochen der Bundesrepublik Deutschland im Kaukasus, Jerevan 1994* (im Druck).
- 75 Fikret Adanır, „Imperial Responses to Nationalism: Austro-Hungarian and Ottoman Cases In Comparison“, paper submitted to The Fernand Braudel Center's Fifth Biennial Conference on Ottoman History, Binghamton, NY, November 1992 (unveröffentlichtes Manuskript).
- 76 Über Diskussionen um „civil society“ in verschiedenen Ländern Ost- und Südosteuropas im Zusammenhang mit dem osmanischen Erbe siehe u. a. Halil İncalcık, *Decision Making in the Ottoman State*, in: *Decision Making in the Ottoman Empire*, ed. by Caesar E. Farah, Kirksville, MO, 1993, S. 9–18, und Metin Heper, *The State Tradition in Turkey*, Walkington 1985.

Fikret Adanır: Der Zerfall des Osmanischen Reiches

- Abou-El-Haj, Rifa'at 'Ali: Formation of the Modern State. The Ottoman Empire. Sixteenth to Eighteenth Centuries. Albany 1991.
- Adanır, Fikret: Tradition and Rural Change in Southeastern Europe During Ottoman Rule. In: Daniel Chirot (Hg.): The Origins of Backwardness in Eastern Europe. Los Angeles 1989. 131–176.
- Barkey, Karen: Bandits and Bureaucrats. The Peculiar Route of Ottoman State Centralization. Ithaca 1994.
- Berkes, Niyazi: The Development of Secularism in Turkey. Montreal 1964.
- Braude, B./Lewis, B. (Hg.): Christians and Jews in the Ottoman Empire. The Functioning of a Plural Society. Bd. 1: The Central Lands. Bd. 2: The Arabic Speaking Lands. New York/London 1982.
- Darling, Linda T.: Revenue-Raising and Legitimacy. Tax Collection and Finance Administration in the Ottoman Empire 1560–1660. New York/Köln 1996.
- Farah, Caesar E. (Hg.): Decision Making in the Ottoman Empire. Kirksville 1993.
- Faroqhi, Suraiya: Crisis and Change. 1590–1699. In: Halil İnalçık/Donald Quataert (Hg.): An Economic and Social History of the Ottoman Empire 1300–1914. Cambridge 1994. 411–636.
- Georgeon, François: Aux origines du nationalisme turc. Yusuf Akçura (1876–1935). Paris 1980.
- Gerber, Haim: State, Society and Law in Islam. Ottoman Law in Comparative Perspective. Albany 1994.
- Hanioglu, M. Sükrü: The Young Turks in Opposition. New York/Oxford 1995.
- Heller, Joseph: British Policy towards the Ottoman Empire 1908–1914. London 1983.
- İnalçık, Halil: The Ottoman Decline and its Effects upon the Reaya. In: H. Birnbaum/Speros Vryonis Jr. (Hg.): Aspects of the Balkans. Continuity and Change. Den Haag/Paris 1972. 338–354.
- Karpat, Kemal H.: An Inquiry into the Social Foundations of Nationalism in

- the Ottoman State. From Social Estates to Classes, from Millets to Nations. Princeton University Center of International Studies. Research Monograph 39 (1973).
- Kent, Marian (Hg.): The Great Powers and the End of the Ottoman Empire. London 1984.
- Kössler, Armin: Aktionsfeld Osmanisches Reich. Die Wirtschaftsinteressen des Deutschen Kaiserreiches in der Türkei 1871–1908. New York 1981.
- Mardin, Serif: The Genesis of Young Ottoman Thought. A Study in the Modernization of Turkish Political Ideas. Princeton 1962.
- McGowan, Bruce: Economic Life in Ottoman Europe. Taxation, Trade and the Struggle for Land. 1600–1800. Cambridge/Paris 1981.
- Pamuk, Sevket: The Ottoman Empire and European Capitalism. 1820–1913. Trade, Investment and Production. Cambridge 1987.
- Panzac, Daniel: La peste dans l'Empire ottoman (1750–1850). Louven 1985.
- Quataert, Donald: Social Disintegration and Popular Resistance in the Ottoman Empire. 1881–1908. Reactions to European Economic Penetration. New York/London 1983.
- Salzmann, Ariel C.: Measures of Empire. Tax Farmers and the Ottoman Ancien Régime. 1695–1807. (Diss.) Columbia University 1995.
- Stoianovich, Traian: Balkan Worlds. The First and Last Europe. Armonk/New York/London 1994.
- Thobic, Jacques: Intérêts et impérialisme français dans l'Empire ottoman 1895–1914. Paris 1977.
- Trumpener, Ulrich: Germany and the Ottoman Empire 1914–1918. Princeton 1968.

Abkürzungen

Antike Autoren werden üblicherweise nicht nach Ausgaben mit Seitenzahl zitiert, sondern nach Buch, Kapitel und Paragraph, z. B. Livius IV 3, 13 bedeutet: Livius, Buch IV, Kap. 3, § 13. Infolgedessen erübrigt sich die Angabe einer Edition oder eines Übersetzers. Bei Autoren ohne Buchtitel ist nur ein einziger überliefert, so von Livius das Geschichtswerk „Ab urbe condita“.

An.	Xenophon, Anabasis
Ann.	Tacitus, Annalen
Artox.	Plutarchs Lebensbeschreibung des Artoxerxes
BJ.	Flavius Josephus, Bellum Judaicum
Curt.	Curtius Rufus, Leben Alexanders des Großen
Dan.	Danielbuch im Alten Testament
Diels + Kranz	A. Diels, W. Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. I–III, 1934–1937
Diod.	Diodor
d. J.	der Jüngere
DNB	Inschrift des Dareios in Naqsch-i Rostem bei R. G. Kent, Old Persian, 1953
Ep.	Epistula = Brief
FgrHist.	Felix Jacoby (Hg.), Fragmente der griechischen Historiker, 1925 ff.
Fr.	Fragment
Frh.	Freiherr
Hdt.	Herodot
Hist.	Tacitus, Historien
Isokr.	Isokrates
Jug.	Sallust, Bellum Jugurthinum
Leg.	Leges, Platons Schrift über die Gesetze Ciceros Schrift über die Gesetze
Lucas	Evangelium des Lukas im Neuen Testament
Makk.	Makkabäerbuch in den Apokryphen des Alten Testaments
Nov.	Novellae, in: Theodor Mommsen (Hg.), Codex Theodosianus, Bd. II, 1905
Paneg.	Isokrates, Panegyrikos
Pers.	Aischylos, Die Perser
Phil.	Philippos-Rede des Isokrates
Plut.	Plutarch
Praef.	Praefatio = Vorwort
Rep.	Cicero, De republica
RF	Russische Föderation

Rhet.	Aristoteles, Rhetorik
RSFSR	Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik
SEG	Supplementum Epigraphicum Graecum, 1923 ff.
SSR	Sozialistische Sowjetrepublik
Them.	Plutarchs Lebensbeschreibung des Themistokles